

# Schlagende Wetter!

Erzählung aus Mainz alter Tagen von A. Nordau.

(A. Hinnius.)

(6. Fortsetzung.)

„Warum treten Sie nicht in die Dienste des Kaisers?“  
„Soll ich ihm, weil er mir mein elendes Leben schenkte, in händischer Servilität nachlaufen? Nein, Madeleine, das werden Sie mir nicht zumuthen, er mühte sich mit Recht verschämen. Und darf ich nach dem Vorgefallenen auf's neue gegen ihn agitiren? Er hat meinen Händen unzerbrechbare Fesseln mit seiner Großmuth angelegt, und darum ist das Leben, das er mir schenkte, ein Danaergeschenk, denn es treibt mich unsterblich durch die Welt. Dieser Mann zieht ja alles in seine Kreise, was in seine Nähe kommt, wie in einen verberbernden Strudel. Europa hallt von seinem Namen wieder, deshalb gehe ich fort und suche mit einem Fleck Erde, wo man diesen Namen nicht hört.“

„So trauen Sie sich selbst nicht, Franz!“ rief die Gräfin. „Gehorchen Sie dieser Stimme. Der Kaiser thut nichts aus Laune, alles ist bei ihm Absicht. Vielleicht hat er in Ihnen ein Werkzeug für seine Pläne erkannt, deshalb liegt er Sie frei, nun erwartet er, daß Sie zu ihm kommen.“  
„Dann wartet er vergeblich. Ich werde mir selbst nicht unterwerfen.“  
„Ihrer! Denken Sie daran, daß ein Mann nur solchen Bahnen folgen darf, die ihn zur Höhe führen. Wollen Sie sich wirklich in einen Winkel der Erde vergraben? O, wäre ich ein Mann, ich würde kein Mittel scheuen, um mir Ruhm und die höchsten Ehren zu verschaffen. Um jeden Preis!“

„Um jeden Preis, Lena?“  
Da zuckte ein Blick über den Himmel. Noch war das Gewitter, das schon während des ganzen Tages gedroht hatte, fern, aber die Wolken ballten sich immer fester zusammen, ein leichter Wind that sich auf. Im Gespräch hatte keiner der beiden darauf geachtet.  
Toinette kam hereingestürzt. „Mon Dieu, Frau Gräfin, es ist bald sechs Uhr, und in einer Stunde beginnt das Theater. Das Gewitter zieht nun doch auf. Wie sollen wir zurückkommen, da Sie den Wagen abliehen?“  
„Ja, ja, ich muß zurück,“ rief die Gräfin aufspringend, „es ist die höchste Zeit!“

„Wirklich?“ erwiderte er ironisch, „so hat die wilde Lena Erthal sich doch in den Zwang der Schaverei gefügt.“  
Ihre Augen blühten ihn an. „Wir sind alle Sclaven der Verhältniſſe,“ versetzte sie, „und große Thoren, wenn wir uns ihnen nicht fügen.“  
Und wieder ruderete der stumpfsinnige Junge Lena und Toinette, diesmal in Begleitung des Barons, über den Rheinarm. Pfeifend fuhr der Wind über das Wasser und in der Ferne grölzte der Donner.

„Wo kann man nur einen Wagen erhalten, vielleicht in der Ziegelmühle?“ fragte Madeleine, als sie am jenseitigen Ufer gelandet waren.  
Doch der Bescheid, den man erhielt, lautete nicht tröstlich. Ein leichter offener Korbwagen, zwei junge Gänse, die noch nicht eingefahren waren, dazu das immer näher heranziehende Unwetter.  
„Ich kann den Herrschaften nur raten, das Wetter hier abzuwarten,“ sagte der Ziegelmüller, „die Pferde sind sicher, ich nehme keine Verantwortung auf mich.“  
„Um Gottes willen, Frau Gräfin,“ flehte die zitternde Toinette, „denken Sie an die gefährliche Gefahr!“

„Anfinn, Toinette, mache mich nicht rasend mit Deinem Gewinsel. Bleib hier, der Wagen ist ohnehin zu klein für uns alle, später magst Du nachkommen.“  
Die Pferde wurden aus dem Stall gezogen. Widerwillig und sich schweigend, ließen sie sich vor den leichten Korbwagen spannen, und der Ziegelmüller schüttelte bedenklich den Kopf.  
„Neulich haben uns die Bestien beinahe in den Rhein geworfen, weil sie ein Hund anbellte, aber ich habe ja die Herrschaften gewart.“

„Soll ich doch lieber für ein anderes Gefährt sorgen, Madeleine,“ fragte Greiffenklau, „wollen Sie hier auf mich warten?“  
„Ich kann doch nicht zu spät kommen, was würde die Kaiserin davon denken!“ rief Madeleine ungeduldig.  
„So werden Sie, die Hochmüthige der Hochmüthigen, zur Dienerin einer Frau, die einst durch die Geburt weit unter Ihnen stand!“  
Statt aller Antwort schwang sie sich auf den Boß und wollte die Zügel ergreifen, da schoß Greiffenklau sie beiseite und nahm selbst den Rufführer ein. „Zurück!“ rief er, und der Ziegelmüller, der die unruhigen Tiere an den Köpfen gehalten, sprang zur Seite.  
Nerzengerade stiegen sie in die Höhe. Toinette, die mit gerungenen Händen dabei stand, schrie laut auf. Aber ein laoses Holzstück, das sich in der Luft bewegte, schlug in die Zügel, den

man dieser schlanken Hand kaum zugegriffen hätte, und die Pferde jagten in rasendem Tempo dahin.  
„Es sind Herrschaften vom Hof,“ sagte der Ziegelmüller zu seiner Frau, „und wenn was passiert, kriech ich Wagen und Pferde erseht.“ Damit beruhigte er sich.  
Halten Sie sich fest, Lena,“ rief Greiffenklau.  
Sie nickte. Unter dem schwarzen Schleier, den sie über den Kopf gezogen, sah sie noch bleicher aus als sonst. Es war eine tolle Fahrt. Das Unwetter war jetzt mit voller Gewalt losgebrochen, im Sidak jagten die Pferde dahin, jetzt bei dem grellen Schein eines Blizes schau zurückschredend, dann wieder weit ausgreifend. Der Wagen kratzte, als wenn er jeden Augenblick in Stücke gehen wollte.  
„Halten Sie sich fest, Lena!“  
Sie sah die Worte mehr auf seinen Lippen, als daß sie sie hörte in dem Heulen des Sturmes.  
Blitz und Donner, das Rauschen des aufgewühlten Wassers des Stromes wurde zu einem wilden Durcheinander der Elemente. Im Felde nicht weit von ihnen brannte eine Pappel, der helle Schein blendete die Pferde, sie machten einen weiten Bogen und drängten zurück. Man befand sich jetzt auf dem Rande des hohen Damms, den die aufspringenden Wellen des Rheins bespülten. Schon näherten sich die Hinteräder des Wagens bedenklich dem Abgrunde. Die Pferde gurgeln neben und hinter ihnen, sie greifen mit gierigen Armen nach dem warm pulsernden Leben. Umheult vom Sturm, von den zuckenden Blitzen bedroht, in der Gewalt einer unbändigen Kraft, die sie und sich in aufbäumendem Entgegen von der Gewalt der Elemente dem Verderben entgegen drängt, was gilt da die armenhafte Kraft des einzelnen Menschen.

Nun übermanni die stolze, wilde Lena Erthal doch die Schwäche des Weibes. Sie schloß die Augen vor der drohenden Gefahr.  
Da, wie ein saulender Pfeilschneid, ein gewaltiger Auf, die Tiere brachen in die Knie, momentan ist die Gefahr vorüber. Mit eiserner Hand reißt Greiffenklau die zitternden, schwachbedeutenden Pferde empor, während seine Linde eine Decke über Madeleine breitet, um sie vor dem Regen zu schützen.  
„Fürchten Sie sich, Lena?“ fragt er leicht an ihrem Ohr.  
„Nein!“ ruft sie fast jauchzend in den Sturm hinein und ihre Augen sprechen: „Wie kann man sich unter Deinem Schutze fürchten!“  
Nach unglücklich kurzer Zeit sind sie am Raimundthor angekommen. Lammstrom sehen jetzt die erschöpften Tiere. Sie haben in dem Kampf auf Leben und Tod ihren Meister gefunden.

„Nun ist es vielleicht einen Ueberschick für immer, Lena, aber der heutige Tag prophezeit mir noch eine gemeinsame Zukunft, sonst — sonst wären wir in den Fluthen des Rheins versunken. Sagen wir also auf Wiedersehen!“  
Ihre Hand liegt in der seinen und aus dem geistvollen Gesicht flammen ihm ihre Augen entgegen.  
„Sie haben den Blick des Adlers, Franz,“ sagt sie, „schwingen Sie sich auf zur Sonnenhöhe, und Lena Erthal wird Sie begleiten, denn sie pöht nicht in den Staub der Mittelmäßigkeit.“

Wer bald darauf die Gräfin von Fremont in strahlender Toilette hinter der Kaiserin sah, wie sie, ganz die große Dame, mit der kühlen Unnahbarkeit einer solchen, die Unterhaltung mit dem Minister von Dalberg führte, der sich über ihren Stuhl neigte, der hätte sie nicht identisch gehalten mit der wilden Lena Erthal, die eben auf einer unklügeligen Fahrt mit einem Abenteuer dahingeraht war.

Als die Gräfin Abends in ihr Zimmer kam, fand sie auf dem Tisch einen buntfarbenen Blumenstrauß. Tief versenkt unter den Blumen steckte ein Zettel mit jenen großen, kühn geschwungenen Schriftzügen, die sie nun schon kannte.  
„Ich glaube an eine gemeinsame Zukunft oder an einen gemeinsamen Untergang. Franz.“ stand darauf.  
Wie die Blumen in das Zimmer gekommen, wachte Toinette, die bald nach der Gräfin unter sicherem Schutze heimgekehrt, nicht zu sagen. Sie waren wie durch Geisterhände hingelegt.

Zweiter Theil.  
Erstes Kapitel.

In schneller, fast überstürzender Reihenfolge wiederholte sich die Weltereignisse in den nächsten Jahren ab. Der Kriegesgeist Napoleon, von dessen Namen Europa wiederhallt, weih alles in seine feurigen Bahnen zu ziehen, was er für seine Zwecke braucht, und vor sich ihm nicht bengen will, den zerstreut er mit eiserner Faust.

In rasendem Sturmeslauf geht es weiter, über die blutgetränkten Schlachtfelder von Austerlitz, Gmühl, Rezensburg und Bagram, Jena und Quersied bis zum Tisler Frieden. In Spanien entbrennen erbitterte Kämpfe und niemals haben sich die Wandlungen der Zeit fühlbarer gemacht als im ersten Decennium des neunzehnten Jahrhunderts.

Noch jauchzt die große Masse dem aufsteigenden Meteor, das wie eine furchtbare Naturerscheinung über den politischen Himmel zieht, in sinnloser Begeisterung zu, doch schon erheben sich vereinzelt Stimmen, wenn auch geschwächt und zaghaft:  
„Warum muß das alles sein, warum müssen alljährlich so viele Tausende von Menschen zur Schlachtbühne geführt werden, um den Ehrgeiz des Einzelnen zu befriedigen! Warum tann dieser Mann sich nicht genügen lassen an einem der schönsten Throne Europas, auf den er sich aus dem Nichts emporraufschwingt!“

Aber die Gottesgünst ist verhängnisvoll, sie straft den kühnen Sterblichen, der sich an ihre goldenen Tische gesetzt, mit ihrem Jörn und stürzt ihn aus ihrem himmlischen Gefilde hinab in den Abgrund.  
Noch strahlte Napoleons Stern in vollem Glanz, gerade wie jener andere Stern, der sich im Jahre 1811 allabendlich am Himmel zeigte und seinen leuchtenden Kometschweif weit hin über den Horizont breitete; noch hatte sich der Erfolg an jeden seiner Schritte in unerhörter Weise geheset, und neue Riesenpläne entstanden in seinem Hirn.

Viele Tugenddurchmärsche hatte sich das goldene Mainz im Laufe der Jahre gefallen lassen müssen; aber wenn die Bürger über die Lasten der Einkünfte unzufrieden waren, so kamen doch wieder Tage, an denen man stolz darauf war, unter dem Scepter eines Mannes zu leben, der der ganzen Welt Gefolge vorschrieb.

Wieder war der Kaiser mit seiner Gemahlin in Mainz, aber die Kaiserin hieß diesmal Maria Luise und war eine österreichische Kaiserin. Die schöne, leichtsinnige Josephine, ein edles Produkt ihrer Zeit, trauerte seit zwei Jahren in Malmaison vor dem Verlust ihres Gatten, den sie doch auf ihre Art geliebt hatte, wenn sie auch nebenher ihre Passionen besah wie der Kaiser, darin waren sich beide Gatten gleich.  
Die Ovationen, die man diesmal dem Kaiserparade darbrachte, waren fast noch glänzender als damals, als Josephine zum ersten Male hier einzog, denn in seiner goldenen Wiege, die die Stadt Paris ihm geschenkt hatte, träumte der König von Rom von einer glänzenden Zukunft. Die Dynastie Napoleons war also in ihrer Erbfolge gesichert.

Wieder fanden glänzende Feste statt, aber diesmal sollte auch das Volk ganz besonders seinen Theil daran haben.  
Auf dem Markt waren am Tage nach der Ankunft des Kaiserpaars Kletterbäume errichtet, und aus dem neuen und dem Thiermarktsbrunnen lief weißer und rother Wein.  
„O que c'est beau!“ sagte Maria Luise, als sie zum ersten Mal auf den Balkon des Deutschen Hauses trat und hinausblühte in die schöne Landschaft.  
„Gefällt es Dir,“ versetzte ihr Gemahl, „so soll an der Stelle dieses Hauses ein kaiserlicher Palaß entstehen.“  
Aber dies Wort sollte sich nicht erfüllen, es traten zu viele Weltereignisse dazwischen.

In dem Hause des Präfecten fand an einem der folgenden Tage eine große Soiree statt.  
Monsieur Jeanbon St. Andre, dem eigentlich solche Feste verhaßt waren, hatte alles aufgegeben, um dies Fest so glänzend wie möglich zu gestalten.  
Er hatte Sänger aus dem nahen Darmstadt, vom Hofe des Großherzogs kommen lassen. In einem Gemach neben dem großen Mittelsaal, in dem prachtvolle Büffets errichtet waren, hatte er eine musikalische Kapelle erbauen lassen, in der das Kaiserpaar die Huldigungen der bestirrenden Gesellschaft, auf einer Estrade stehend, entgegennehmen sollte.

In dem Zimmer eines Hauses, das der Präfectur, dem früheren Erthalhof, gerade gegenüber lag, ging eine schöne, gepuderte Frau unruhigen Schrittes auf und ab.  
Die acht Jahre, die zwischen dem heutigen Tage und dem Anfang dieser Erzählung lagen, hatten der Schönheit der Gräfin von Fremont keinen Theil gelassen, sie hatten sie zur vollen Blüthe entfaltet.  
Die damals noch etwas schwächliche Gestalt der Zwanzigjährigen war voll geworden und dabei vom schönsten Ebenmaß. Das Gesicht trug noch immer die interessante Blässe früherer Zeiten, aber der feingehobene, trockene Mund, die dunklen, flammenden Augen erholten den eigentümlichen Reiz ihrer Erscheinung.  
Das weiße Aftastkleid und die silbergekleidete blaue Sammettschlepe liehen ihre Gestalt beinahe königlich erscheinen, und aus dem großen Medicamentkasten wuchs Hals und Nacken in blendendem Weiß empor.

Ein zufriedenes Lächeln umspielte ihren Mund, als sie sich noch einmal in dem großen Wandspiegel betrachtete. Ja, sie war vom Schicksal dazu bestimmt, in der Welt eine Rolle zu spielen, mehr als Maria Luise, die nicht besonders schön und in ihrem Gespräch recht unbedeutend war, und nebenbei noch in unerhörter Weise mit dem großen Napoleon toletierte.  
Nun sollte Madeleine auch eine Krone tragen, wenn es auch nur eine Herzogskrone von Napoleons Gnaden

war, sie erhob sie doch auf die Höhen des Lebens. Was gab es denn Begehrenswertheres auf der Welt? Während sie das dachte, zog doch ein Gefühl durch ihr Inneres, denn sie nur selten Gehör gab, das Gefühl der Wehmuth. Sie dachte an den Mann, den sie eigentlich geliebt, solange sie ihn kannte, und dem sie nun zum zweiten Mal untreu werden wollte, indem sie dem Herzog von Dalberg ihre Hand reichte, an Franz von Greiffenklau. Wenn sie an sein kühn geschneitens Gesicht, an seine martige Gestalt dachte, an die Augen mit dem Adlerblick!

Niemand war so zum Herrschen geschaffen wie er, und er, mit Talenten begabt und einer Willenskraft, die ihn unbedingt auf die höchsten Höhen führen mußte, wenn er nur wollte, er verließ um eines thörichten Phantoms willen den Schauplatz großer Ereignisse, weil — wie er behauptete — er nicht den Fußspuren eines Mannes folgen wollte, dessen Prinzipien er verabscheute. Thoreit! Nun war er verschollen, seit Jahren hatte sie nichts wieder von ihm gehört, sie wußte nur, daß er sich in Bremen eingeschifft hatte nach America, um dort ein Leben zu führen, das seiner Thatskraft genähte.

Unfinn, dort jagte er über Prairien und fing mit dem Laſto wilde Pferde, oder wohnte in Urwäldern, während ihm hier eine Machtstellung genöthig war.  
Nein, sie hatte nun endlich dies unbedequate Gefühl aus dem Herzen gerissen, das sie jahrelang nicht zum Entschluß kommen ließ. Manden vornehmen Freier hatte sie in den Jahren abgemiesen, und Emmerich Joseph von Dalberg war zu ihrem Schatten geworden, so oft er in ihrer Nähe weilte. Ihre Brauen falteten sich finstler, wenn sie an ihn dachte.

Diese Puppe mit dem leeren Lächeln und dem feril getrimmten Rücken! Nichts von dem lebendigen Reuheren seines so viel älteren Oheims schmiedte ihn. Aber diese Puppe trug jetzt eine Herzogskrone, und Madeleine de Fremont war in das Nichts zurückgefallen, seit Josephine ihrer Macht entkleidet worden und zwar mit der völligen Ungnade des Kaisers; denn die Gräfin hatte intrigirt und ihre Fäden gesponnen, und sich damit Napoleons Jörn zugezogen.  
Seit acht Jahren wohnte sie nun mit ihrer Dienerschaft in dem kleinen Hause, gegenüber dem einstigen Erthalhof, einem Hause, das ebenfalls ihrer Familie gehörte. Es war ein gelehrtes Pöbeln gewohnt, Universitätsprofessoren hatten darin gewohnt.

Niemals hätte sie früher gedacht, daß ihr dies Haus einst zum Asyl werden sollte, aber nur für kurze Zeit. Schon diese letzten zwei Jahre schienen ihr eine Ewigkeit!  
Heut wollte sie als künftige Herzogin von Dalberg zurückkehren in die Welt, die ihr allein des Lebens werth schienen, ihr Brautigam, dem sie endlich ihre Hand zugelegt, sollte sie bei Hofe vorkommen.  
Sie trat an's Fenster und schaute hinüber zu jenem schloßartigen Gebäude mit dem Corps de logis und den zwei Seitentürmen, dessen zahlreiche Fenster hell erleuchtet waren. Ueber dem großen Mittelsaal prangte das Wappen ihrer Familie. Es war einst ein solches Geschlecht gewesen, die Erthal, und was war nun von ihm übrig!

Der letzte Erthal, der zugleich auch letzter Fürst von Mainz gewesen, war gleichsam in der Verbannung geflohen, seine beiden Brüder, der Hofmarschall und ihr Vater, ein österreichischer General, waren schon früher von der Erde abgerufen. Und sie — sie wollte sich nun zum zweiten Mal in ihrem kurzen Leben eine glänzende Position erobern.

Drüben saßen in langer Reihe die Equipagen vor, wurden die Säufte, von Fadelträgern umgeben, an den Kopf der Treppe getragen, und das Volk drängte sich, um die vornehmen, geschmückten Leute auszustehen zu sehen.  
„Seine Hoheit der Herr Herzog!“ meldete Toinette.  
Madeleine änderte ihre Stellung nicht, sie wandte das stolze, jurelende Haupt dem Eintretenden entgegen, der trotz seiner Korporulenz mit leichtem, tänzelndem Schritt und einem süßen Lächeln auf sie zukam.  
In der That! Er sah heut so gut aus, wie man es nur von ihm erwarten konnte. Was doch die Kleider thun!

Napoleon liebte es, an seinem Hofe reiche Uniformen und glänzende Hofkleider zu sehen, der äußere Prunk sollte ersehen, was an innerer Vornehmheit fehlte, und so wurde denn auch der neugeborene Herzog in seinem roten, goldgekleideten Hoffleide, auf dessen linker Brust Ordenssterne glänzten, zur, wenn auch nicht bedeutendsten, so doch nicht zu überhebenden Erscheinung. Selbst das leere Lächeln erschien weniger leer und die dicke finnliche Unterlippe verschwand.  
Wollen Sie noch eine Tasse Thee nehmen?“ fragte die Gräfin, die auf seine überschwänglichen Komplimente, die er heut wie immer ihrer Schönheit darbrachte, nur ein leichtes Kopfnicken hatte, Toinette soll das Theegerät bringen.“

„Das behalte ich mir als besondere Gnade für morgen vor,“ erwiderte er in etwas atmosphärisch gedrehtem Ton. „Der Kaiser ist pünktlich, wie Sie wissen, Feuersteine, und die ganze Gesellschaft wohl schon in den Festräumen versammelt, es wäre somit der geeignete Moment, daß die Schönste der Schönen erscheint. Mais, Sie sind in der That entzückend, gerade als wären Sie direkt aus dem Olymp herabgestiegen.“

Er hatte bei diesen Worten das Vornom, das ihm über die weiße gestrichelte Maske herabhing, an das eine Auge gehoben und beschaute die Gräfin von allen Seiten, indem er sich zierlich auf den Fußspitzen wie ein Tanzmeister um sie herumbewegte.  
„Wo haben Sie nur diese sublimen Toilette her? Natürlich von Leroy, wo alle elegante Frauen ihre Toiletten beziehen. Gestatten Sie, „ma belle“, das Recht des Brautigams, einen Kuß auf Ihre Alabaſterlippen.“ Seine dicken Lippen spitzten sich, er sah in diesem Augenblick aus wie ein Faun.

Madeleine bog den Kopf leicht zur Seite, wobei sie eine Gebärde des Widerwillens nicht ganz unterdrücken konnte. „Lassen Sie,“ sagte sie, „wir sind keine Kinder mehr, und die Schäferspiele sind längst aus der Mode gekommen.“  
Damit hüllte sie sich in den weißen Umhang, den ihr Toinette reichte. Es überfiel sie ein Frösteln.

In der großen bereits versammelten Gesellschaft machte das Eintreten des Herzogs von Dalberg und seiner Braut ein gewisses Aufsehen. Man kannte die Gräfin noch sehr gut von der Zeit her, als sie die Freundin der Kaiserin Josephine gewesen, dann war sie vom Hof verschwunden und wurde, wie das nun einmal in der Welt üblich ist, schnell vergessen.  
Doch die künftige Herzogin von Dalberg, die von ihrem ersten Gatten her über ein bedeutendes Vermögen verfügte, war ein neu aufgehender Stern, und bald sah Madeleine sich umdrängt und gefeiert, wie ihr dies nie, auch in den glänzendsten Zeiten ihres Hoflebens nicht geschehen war.

Stolzer hob sich ihre Gestalt, und in ihren Augen lag ein warmer Strahl, wenn sie mit ihrem Verlobten sprach, dem sie diese Huldigungen zu danken hatte. Es war doch ein solches Bewußtsein, der gefeierten Stern des Abends zu sein.  
Jetzt trat ein hoher, schöner Mann an sie heran. Die Jahre hatten ihn, den sie nahe an die Grenze des Greisenalters geführt, noch nicht gebeugt, noch immer lag der bestirrende Reiz innerer und äußerer Liebendwürdigkeit auf seinem geistvollen Gesicht, in den Augen der träumerische Glanz des Dichters und Philosophen, und über sein Wesen breitete sich die lebensprägende Heiterkeit des Weltmannes. Auch an ihm hatten sich die Wandlungen der Zeit vollzogen.

Der Nothdur und spätere Fürst Primas war Grobherzog von Frankfurt gemorden, äußerlich ein souveräner Herrscher, in Wirklichkeit ein Vasall Napoleons, dessen Land nichts weiter als eine französische Provinz war.  
(Fortsetzung folgt.)

Sonderbare Leichen- und Krönungsfeierlichkeiten auf Madagascar.  
Der General-Gallieni, welcher 1898 von der französischen Regierung nach Madagascar geschickt wurde, um über die Verhältnisse der neuen Colonie Bericht zu erstatten, erzählt u. a. die sonderbaren Leichen- und Krönungsfeierlichkeiten, welche er bei den Eingeborenen der den südwestlichen Theil der Insel bildenden Provinz Salalaba beobachtet hat.  
Gleich nach dem Tode des Königs wird ihm von dem Premier-Minister, der gleichzeitig Hüter der königlichen Reliquien ist, das erste Glied des kleinen Fingers der rechten Hand abgehoben, dann wird ihm ein Zahn (vorgewaschene ein Augenzahn) ausgezogen und Beides in ein reich gefülltes, innen mit Goldstoff gefüttertes Beutelchen gefüllt. — Noch eine dritte Reliquie wartet seiner.

In der Nähe der Wohnungen der Salalaba-Könige befindet sich fast immer ein Sumpf oder See, der von Staimans (malagassische Krotodile) bevölkert ist. Diese königlichen Kaimans, denen man aus Furcht eine abergläubische Verehrung zollt, dürfen weder gejagt noch überhaupt geföhrt werden. Aber bei dieser Gelegenheit wird der erste beste gefangen, um mit ihm die beste Procedur des Zahnausziehens vorzunehmen wie bei dem verstorbenen König.

Zu dem Zweck wird er festgeschnürt, man öffnet ihm vorsichtig den Nacken, stellt schnell einen glühend heißen Korb hinein und klappt die Kinnladen wieder zusammen. Durch diese Manipulation werden die Zähne gelockert und bloßgelegt und man bricht ihm einen heraus, der zu den beiden oben genannten Reliquien in das Beutelchen wandert. Letzteres wird in einen Blechkasten gelegt, welcher von dem Reliquienbewahrer in einer großen eisernen Kiste, wo schon die Reliquien der früher gestorbene Könige deponirt sind, niedergelegt wird. Diese steht in einer eigens zu diesem Zweck errichteten Hütte, die Niemand, außer den genannten Beamten, bei Todesstrafe betreten darf. Ist die Bevölkerung auf dem zur Krönung des neuen Königs bestimmtem Platz versammelt, holt der Reliquienhüter die sämmtlichen in der Kiste befindlichen Reliquien in Gegenwart des neuen Königs aus der Kiste heraus und breitet sie, mit den ältesten beginnend, der Reihe nach auf einem, auf zwei im Boden befestigten Holzpfählen ruhenden Brett aus. Die Holzpfähle sind in das Blut eines während der Ceremonie geschlachteten Ochsen getaucht.

Nach beendigung dieser Vorbereitungen, während welcher der neue König den Reliquien gegenüber auf einer Matte sitzt, springt er auf, schwingt Säbel und Speer und schwört bei den

Reliquien seiner Vorgänger, mit aller Macht, selbst mit Gefahr seines Lebens, den Bestand des ihm von seinem Volk und seinen Vorfahren anvertrauten Gebiets zu schützen und zu vertheidigen. Dann stimmen Weiber und Krieger den Kriegesgesang an und nach dem sich die Unterthanen an jeinem geschlachteten Ochsenfleisch und dem vom neuen König reichlich gespendeten Rum weidlich erquid haben, gehen die üblichen Umzüge und Tänze der Weiber, sowie kriegerische Vorkstellungen der Männer, die von fortwährenden, sich oft noch zwei Tage hindurch wiederholenden Musikentfalten begleitet werden. Die Gählichkeit der Weiber wird noch durch ihre bizarre Frisur erhöht. Die Haare werden zu zahllosen kleinen Sporen von der Dicke einer Weisenschnecke geflochten, die ihnen über Stirn, Ohren und Nacken fallen und ihren Köpfen das Ansehen von Ferkelköpfen verleihen. Weidlich bemerkt ist diese Frisur sehr preislich, denn sie schützt, ähnlich wie die Fransen der den Pferden aufgelegten Kissenmütze, ihre Trägerinnen vor den Wollschaf's, einer Art kleiner Stacheln, die, von Merzens bis Abends unermüdblich thätig, durch ihre lästige Zudringlichkeit und ihre schmerzhaften Stiche eine wahre Landplage sind. Da diese Sporen sehr reichlich und sorgfältig mit ranzigem Fett getränkt werden, kann man sie eventuell auch als Lampendochte verwenden.

Ein drohliches Erlebnis mit einem Mittel gegen die Seckrantheit.  
Ein drohliches Erlebnis, das angeblich einem seiner in Geschäften und Büros nach London reisenden Franzosen kürzlich begegnet ist, theilt der phantastische französische Humorist Alphonse Allais in einer belagigen Zeitung mit. Bevor sein Freund B. die Fahrt über den Canal antrat, machte er in der Salon einer in der belagigen Hauptstadt lebenden Engländerin seinen Abschiedsbesuch, wobei er sich nicht enthalten konnte, im Vorgefühl des ihn auf den Wogen erwartenden „grauen Elends“, den Anwesenden dasselbe mit allen seinen Schreden auszumalen. „Woh!“ suchte ihn die Dame des Hauses in ihrer heimathlichen Mundart zu trösten, „da kann ich Ihnen mit einem vorzüglichen Präservativmittel ausbelfen, das meinem Oheim auf seinen wiederholten Missionreisen nach Neufundland stets treffliche Dienste geleistet hat. Wenn Sie von Viertelstunde zu Viertelstunde einen Stoffkessel von der Mirtur zu sich nehmen, so werden Sie auch bei dem stärksten Wellengang von der Seckrantheit verschont bleiben. Und sich behaft an die Gouvernante ihres Zöcherchens wendend, bat sie dieselbe: „Mich Annie, Dear, schreiben Sie doch gleich einmal aus meinem Receptbuch die Verordnung gegen die Seckrantheit heraus!“ Das copirte Recept in den Händen, erschien die blinde Miß alsbald wieder in der Gesellschaft und nahm erdröhend die Dankfugungen des ausfahrenden Sindaab entgegen, der auf seinem Heimwege nicht versetzte, die vielgerühmte Aranei in seiner gemohneten Apotheke anfertigen zu lassen.

Bei seiner Rückkehr nach Brüssel galt der erste Gang des hochläufig und misfarbig aussehenden Reisenden der Behauptung seiner englischen Rathgeberin. „Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre lebenswichtige Absicht,“ lam es mühsam über ihre Lippen, „allein bei mir hat Ihre Panacea eine der erhofften total entzogenen Wirkung geäußert.“ — „Woh, Sie wurden doch nicht etwa seckran?“ — „Ganz fürchterlich, Madame, trotzdem ich schon lange, bevor wir Dover erreichten, den Anhalt der Kruste bis auf den letzten Rest ausgelöffelt hatte.“ — „Ach, welcher Krute?“ Das Medicament hätte Ihnen doch in einer Flasche verpackt werden müssen!“ — „Nicht doch, ich habe es in der Apotheke in einem mächtigen Porzellangefäß erhalten.“ — „Haben Sie das von Miß Annie copirte Recept vielleicht zufällig bei sich?“ — „Kann hatte die stübig gewordene Lady einen Blick auf das geheuerte Blatt geworfen, als sie von ihrem Sitze in die Höhe schnellte und zornig ausrief: „Die einseitige Person hat Ihnen wahrhaftig die Manonaffenvorschrift meiner Schwiegermutter anstatt der Verordnung gegen Seckrantheit mit auf die Reise gegeben!“ Mit stumm anflandernd Geberde griff Monsieur B. nach seinem Hute und murmelte in sich hinein: „Da kann ich ja noch von Glück sagen, daß die Miß in ihrer Zerknirschtheit nicht gar auf das Recept zur Ledercremebereitung für ihre gelben Stiefelchen verfallen ist!“

Ein paar tausend Nähmädchen in New York wollen die Arbeit einstellen, weil man ihnen die Gelegenheit, mit Mädchen anderer Werkstätten zu sprechen, rauben wollte. Es ist das also ein Kampf um die heiligsten Rechte weiblicher Wesen.

Immer muß Mrs. Ration von sich reden machen. So hat sie sich dieser Tage geäußert, sie glaube nicht, daß die Frau von der Rippe des Mannes abtskame. Allerdings macht sie selbst den Eindruck, als ob ihre Abstammung auf das zurückzuführen sei, was der Amerikaner „crazy bone“ nennt.

„Nach sich liebt, nach sich.“ Aber die „Adressen“ zwischen Capital und Arbeit verhalten oft nicht den Grad von Liebe, die zwei, die so auf einander angewiesen sind, gegenseitig fühlen sollten.